

Drowning By Numbers.

Erinnerungen an Uwe Pralle

*The sunny side of the street is dark (well, well, well, you can never tell)
Maybe that's cause it's midnight, in the dark of the moon besides
Maybe the dark is from your eyes (maybe the dark is from your eyes)
You know you got such dark eyes!*

THE GRATEFUL DEAD, SHAKEDOWN STREET, 1978

Über viele Jahre hinweg habe ich mit Uwe Briefe ausgetauscht, lange Briefe, Briefe, wie sie im Zeitalter des Briefwechsels, im späten 18. Jahrhundert, in gebildeten Kreisen keine Seltenheit gewesen sind. In den 1970er bis 1990er Jahren und danach kam das aber einem Anachronismus gleich, doch war das unsere Art, über philosophische Theorien und Literatur zu sprechen. Es gab noch keine E-Mail, und als es sie gab, war Uwe nicht mehr zu erreichen, blieb er verschlossen und hatte er sich eingeschlossen in seiner Berliner Wohnung, sandte er nur noch die vielen Artikel an die Zeitungen, denn das war überraschenderweise zu seinem Lebensunterhalt geworden.

Als wir noch in Celle zur Schule gingen, trafen wir uns in einem kleinen bohémehaften Kreis, darunter Reinhard Möller, Uwe Hartmann und Peter Raabe, der versuchte, durch literarische und politische Aktionen in der kleinen Stadt etwas aufzurühren; vor allem half es uns, uns selbst aufzurühren und uns in einen Gegensatz zu dieser nicht frei gewählten Atmosphäre zu stellen. Und doch sind wir nur kleine Jungs aus Celle gewesen, die sich in ein anderes Land und eine andere Zeit hineinträumten, wenn sie Buch um Buch verschlangen.

Da wir beide leidenschaftliche theoretische Interessen hatten, war es unvermeidlich, daß man sich unter den vielen Theorien eine aussuchte, die zu einem passen könnte. Für Uwe waren das die Texte von Walter Benjamin. Wie konnte er schwer, verschlungen, barock formulieren, und leicht und eingängig, und man staunt, wenn man das Gesamtwerk Benjamins durchgeht, wie man dort die Vorgaben und Spuren wiederfindet, die sich auch in Uwes journalistischen Texten zeigen. Wie wir alle brauchen wir zu Anfang ein nachahmenswertes Beispiel, und dann braucht es eine Weile, bis wir uns davon lösen konnten, und wenn auch vielleicht keinen eigenen Stil zu schaffen, so doch uns freimachen von dem Vorbild und nicht in einen Jargon verfallen, wie dies manche der Adorno-Verehrer getan haben.

Ende Juli 1989 war ich in Berlin. Dolf Sternberger war gestorben, und Uwe mußte für den Rundfunksender, für den er regelmäßig Beiträge beisteuerte, einen Nachruf schreiben. Natürlich sollte der Text noch am selben Tag gesendet werden. Also setzen wir uns beide hin und schrieben auf, was uns zu Sternberger einfiel. Ich hatte mit Sternberger 1977 einen kurzen Briefwechsel über einen Leitartikel, den er über die Neutronenbombe in der *FAZ* veröffentlicht hatte. Zugleich brachte Sternberger im *FAZ*-Magazin schöngeistige Reflexionen im Stil seines *Panorama*-Buch unter. Er hatte über sein sehr kostbares Briefpapier essayistisch parliert und sich die Frage gestellt, wann er dieses papiernere Juwel jemals beschreiben werde. Daher schrieb ich ihm mit all meiner jugendlichen Empörung über seine Rechtfertigung der Neutronenbombe einen Brief, der im Schlußsatz so endete: „Nehmen Sie ihr kostbares Briefpapier und schreiben Sie mit Ihrem Füllfederhalter diesen Satz: ‚Ich bin ein Papiertiger.‘“ Er antwortete mir und bemerkte voller Humorlosigkeit, daß er dieses Briefpapier für einen anderen Zweck vorbehalten wolle. Wir verglichen unsere Notizen, Uwe und ich, und fügten es zusammen. Fertig war der Nachruf. Uwe radelte mit seinem Fahrrad los, zum Sender. Später trafen wir uns in einer Berliner Bierschwemme. Es fing an zu dunkeln, und statt das Fahrrad neben sich herzuschieben, setzte er sich auf den Sattel und lud mich ein, auf dem Rücksitz Platz zu nehmen. Ich hatte noch nie auf so einem Rücksitz gesessen, man mußte schon sehr für sein Gleichgewicht sorgen, und so schaukelten wir beide voran und gondelten durch Berlin. Wir waren zwölf Jahre alt und juchzten wie kleine Jungs.

Todernst ist ein Wort, das wie kein anderes Uwes mentalen Grundzustand beschreibt, was nicht heißt, daß er ganz ohne Humor war. Aber er lachte selten, und doch, er konnte lachen, und es gibt sogar ein Foto auf der Treppe unseres Stammcafés, dem Café Kock, wo wir hochschauen und beide über das ganze Gesicht strahlen. Aber er war kein heiterer Mensch, er war ein Melancholiker, und das mag interessant klingen, doch ist es die denkbar schwerste psychische Erkrankung, die man sich vorstellen kann. Zu Beginn der Entwicklung von Antidepressiva waren die Nebenwirkungen noch sehr groß, und es schloß sogar eine lebenslange Abhängigkeit von diesen Mitteln ein, aber das war in den 1960er Jahren. Heute gibt es Antidepressiva, die weder abhängig machen noch schwere schädliche Nebenwirkungen haben, und dennoch hätte ich Uwe damit nicht helfen können, denn natürlich hätte er die regelmäßige Einnahme abgelehnt. Der Stolz von kranken Menschen kennt keine Grenzen, zugleich aber haben wir es heute weltweit mit einer schwindelerregenden Zunahme beim Konsum von Antidepressiva zu tun, die von Ärzten verschrieben und von Menschen konsumiert werden, als seien es Fruchtbonbons. So gehen viele, denen mit Antidepressiva geholfen werden könnte, in den Tod, und zugleich nehmen Menschen diese Mittel ein, die sie überhaupt nicht brauchen, denn heute werden schon bei leichten Stimmungsschwankungen leichtfertig Antidepressiva verordnet.

Doch Uwe war sein eigener bester Feind. Und man konnte ihm ganz leicht einen Streich spielen, und so sprach ich manchmal absichtlich ein Fremdwort mit falscher Betonung aus, und ich konnte sicher sein, daß er mich dann mit versteinertem Gesicht korrigierte. Ging man mit ihm durch Berlin, konnte es geschehen, daß er lange Zeit kein Wort sagte, er schwieg finster vor sich hin, und alle Mühe, die man verwandte, um eine Konversation in Gang zu bringen, scheiterte an seiner unnachgiebigen Art,

bei einer einmal eingenommenen Position zu bleiben. Dann stand man auf einmal vor einem Berliner Mietshaus, und Uwe wandte den Blick hinauf zu einem der Fenster, wo sicherlich einmal (oder immer noch) eine ehemalige Geliebte gewohnt hatte. Selbstverständlich war es unmöglich, über diesen bitteren Verlust ein Gespräch zu führen, das war ganz ausgeschlossen, und man wußte das, ohne das zuvor eine Regel darüber von seiner Seite darüber ausgegeben worden war.

In den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts gab es Neon-Bars, die meisten sicherlich in Berlin. Einmal saß ich mit Uwe in einer solchen Bar, und wir hatten einen Gast, seine Ehemalige. Beim Verlassen der Bar zog Uwe einen Briefumschlag aus der Tasche, und die Ehemalige lachte laut auf und rief mit einem spöttischen Lächeln: „Ach, Uwe hat wieder einen Brief an mich geschrieben!“ Wir gingen weiter und kamen an einem Postbriefkasten vorbei, Uwe hielt an und warf den Brief in den Kasten. Es war ein Brief an die Ehemalige, man mußte es nicht aussprechen. Man schaute sich an und sagte nichts. Aber so waren wir, den ganzen Tag vor Büchern sitzend und sie studierend, Schreibmaschinen und später Computer bearbeitend, und Briefe schreibend, die zwischen uns gewechselt wurden, oder aber, da die mündliche Kommunikation zwischen Uwe und der Ehemaligen suspendiert war, wurde die Schrift bemüht, auch auf die Gefahr hin, nur wieder mißverstanden zu werden, denn Briefe sind eindimensional und schließen jede Mimik und Gestik aus.

Man hat im Leben viele Möglichkeiten, anlässlich einschneidender Ereignisse sich zu ändern, aber tut man es denn? Wir wollen stets dieselben bleiben, weil das die Gewohnheit ist. Dazu muß man gar nicht den fragwürdigen Begriff der Identität aufbringen. Wir wünschen auszubrechen, aber dazu kommt es in den meisten Fällen nicht, wir geben uns mit dem Vorhandenen zufrieden, auch wenn insgeheim ein stilles Grollen in uns brütet und an uns nagt. Besser spät als niemals, sagt man. Und dann ertappt man sich dabei, wie man doch alles wieder beim Alten beläßt. So blieb auch Uwe bei den ihm vertraut gewordenen Reaktionsweisen, und man stand hilflos da, wenn man helfen und in sein Leben eingreifen wollte. Für mich hatte er früh den Spitznamen ‚Krankenschwester‘ gefunden, und damit traf er schon einen Grundzug meines Wesens. Für andere da zu sein und ihnen zu helfen, das empfand ich als konstitutionelle Selbstverständlichkeit. Ja, ich war eine Krankenschwester, doch ohne deren Möglichkeit, dem Patienten wirklich zu helfen, ihn zu heilen. So konnte ich immer nur Ratschläge geben, die aber in den meisten Fällen nicht angenommen wurden.

Eines Nachmittags kamen wir bei einem Bummel durch Berlin an einen Rummelplatz. Unsere Begleiterin war ein rothaariges junges Mädchen mit großer Lockenpracht, meine Freundin, und als sie ein Kettenkarussell auf dem kleinen Jahrmart sah, wollte sie uns dazu bewegen, mit ihr einige Runden darauf zu drehen. Uwe und ich guckten uns verdutzt an, und wir waren uns auch ohne Wortwechsel rasch darüber einig, daß das ganz gewiß nicht geschehen würde. So zog sie denn allein los, kaufte eine Eintrittskarte und bestieg einen der an langen Ketten hängenden Sitze mit Bügelverschluss, der verhindern sollte, daß man nicht plötzlich aus der Kurve geschleudert wird. Und los ging die Fahrt. Das Karussell gewann an Geschwindigkeit und drehte sich im regelmäßigen Takt voran, immer im Kreise. Die roten Locken flogen im Wind,

und ihre Trägerin schien die Tour zu genießen. Wir standen daneben wie begossene Pudel. Dann sagte Uwe auf einmal: „Die Frauen sind uns über.“ Ich fand das nun zwar etwas übertrieben, aber da wir beide uns als Feiglinge erwiesen hatten, mußte ich ihm doch recht geben.

Manchmal telefonierte wir am späten Abend zwischen Berlin und Hannover. Das konnte sich oft bis in die frühen Morgenstunden hinziehen, vier oder fünf Stunden lang. Dann fragte ich mich, ob Uwe denn in der großen Stadt gar keine anderen Menschen kannte, mit denen er von Angesicht zu Angesicht sich hätte unterhalten können. Wenn man diese nocturnen Plaudereien doch jetzt noch einmal abhören könnte, was ist uns nicht alles zu allem Möglichen eingefallen! Als ich für drei Monate in Paris lebte, wollte er mich im Anschluß unbedingt nach Berlin locken, nur in einer großen Stadt (und Hannover zählte mit recht nicht dazu) könne man so schreiben, wie es Walter Benjamin getan habe, ohne Berlin und Paris hätte das berühmte, unvollendete „Passagenwerk“ niemals entstehen können. Ich wußte schon, was er damit sagen wollte, aber es mußte um die Ecke argumentiert werden, das Werk wurde vorgeschoben vor das persönliche Bedürfnis, jemanden, den er mochte, in seiner Nähe zu wissen.

Das Leben zwang uns zum Lesen, um die eigentlich unbegreifliche Tatsache des Lebens verstehen zu können; ein großes Opfer an Zeit war das, nur um an etwas heranzukommen, das sich doch von selbst hätte erklären können. Diese Arbeit des Lebens erledigte Uwe mit der Strenge eines Gelehrten, obwohl er nur für Zeitungen schrieb. Seine Texte waren immer sehr sorgfältig gebaut und formuliert, die todernste Einstellung gegenüber dem Leben an sich half ihm dabei, großartige Literaturkritik hervorbringen, die auf dem ganz genauen Lesen beruhte. Dafür war unter anderen Presseerzeugnissen die *Neue Züricher Zeitung* das beste Medium, denn die Redaktion erlaubte Artikel, die eigentlich gelehrte Aufsätze und manchmal auch mit Fußnoten ausgestattet waren.

Er war manchmal so seltsam in seinem Verhalten. So sandte er ein Rezensionsexemplar an das Blatt, für das die Besprechung war, zurück, mit dem Vermerk, er könne das Buch nicht rezensieren, weil es schlecht sei. Als ich ihm sagte, das nennt man in unserer Branche einen Verriß, und den sollte er schreiben, winkte er ab. Da war sie wieder, die todernste Einstellung gegenüber dem Leben, das Schwernehmen seiner Gegenstände, und der Verzicht auf ein zum Lachen anregendes Stück Polemik gegenüber einem literarischen Machwerk. Als ob alle Bücher heilige Schriften wären und nur solche als Dinge der Kritik gelten könnten.

In seinem letzten Artikel, nach seinem Tod erschienen, der den Titel „Unergründlich wie das Meer“ trägt, einer Rezension zweier Biographien Joseph Conrads, endet der Text mit dem Satz: „Wie es im Herzen der eigenen Finsternis ausgesehen haben mag, bleibt seinen Biografen versperrt.“ Und das wollte auch Uwe lebenslang, unentzifferbar sein, aber doch zugleich mit vielen Andeutungen zu seiner eigenen Lebensgeschichte ein literarisches Versteckspiel betreiben, sich einschreiben in die Texte, die er über andere verfaßte. Die eigene Finsternis geriet zur Maske, die Distanz schaffte von den eigenen Höllenqualen. Literarische Menschenkunde, die er Conrad nach-

rühmte, wurde bei Uwe nicht zu einer geselligen Menschenkunde, er blieb lieber ein Solitär als ein Gemeinschaftsmensch.

Am Ende hat er sich in seiner Berliner Wohnung verbarrikadiert und hörte wohl auch nicht auf die Ratschläge der wenigen Menschen, mit denen er vor seinem Tod noch Kontakt hatte. Wäre er rechtzeitig zu einem Zahnarzt gegangen, würde die Krankenschwester in mir nun sagen, so hätte der durch einen kranken Zahn ausgelöste Herzinfarkt ganz gewiß vermieden werden können. Aber der Mensch wählt allzuoft sein Schicksal ganz allein, und so ging Uwe mehr oder weniger sehenden Auges aus dem Leben.

Until we meet again, my dear friend.

Rainer Marwedel, geb. am 21. Februar 1954 in Celle. 1984 wurde er an der Universität Hannover mit seiner Dissertation „Rekonstruktion eines Philosophenlebens, Theodor Lessing (1872–1933)“ zum Dr. phil. promoviert. 1990 wurde Marwedel für seine Lessing-Biographie sowie für die von ihm herausgegebenen Werke Lessings mit dem Carl-von-Ossietzky-Preis für Zeitgeschichte und Politik der Stadt Oldenburg ausgezeichnet. Seit 2006 gibt er im Wallstein Verlag die gesammelten Schriften Theodor Lessings heraus. Über Theodor Lessing, sein Leben und Werk informiert die seit 2014 bestehende Webseite: www.theodorlessingedition.de